

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Liebe Gemeinde,

„wo gehet Jesus hin?“ - das sind die ersten Worte der Kantate, die wir heute hören dürfen. Sie markieren das gottesdienstliche Thema der nächsten Wochen. Wir stehen am Anfang der Passionszeit. Den Weg Jesu in den Blick zu nehmen, ihn zu bedenken, ihn nachzuvollziehen, darum geht es nun.

Einen „sauren Weg“ nehmen wir da in den Blick. Den Ausdruck habe ich neu gelernt beim Hören, ich kannte ihn bislang nicht. Mich erinnert er an den Moment am Kreuz, an dem Jesus dürstet und einer der Soldaten sich einen Spaß daraus macht, ihm einen Schwamm zu reichen, der mit Essig getränkt ist. In all dem Schmerz und Leid dieses Weges ein besonders bitterer, weil so unnötiger Moment der Demütigung.

„Ich gehe hin zum Leiden“ - die Evangelien berichten, dass Jesus seinen Weg sehenden Auges angetreten ans Kreuz ist. Der kleine Aylan Kurdi hatte diese Worte sicher nicht im Mund, als er sich mit seiner Familie auf den Weg gemacht hat. Dass es ein saurer, ein schwerer Weg werden würde, der der Familie bevorstand, das werden die Eltern geahnt haben – aber er sollte ja gerade aus dem Leid in der Heimat Syrien herausführen. Hin zum Leben, in die Freiheit. Stattdessen endete Aylans Weg an einem Küstenstreifen in der Türkei. Drei Jahre war alt, als er ertrank.

Mir hat sich das Foto eingebrannt – und ich denke, vielen von Ihnen auch.

Und sein Weg, und die der Hunderttausende, die stehen mir auch vor Augen, wenn mir in dieser Passionszeit das Wort Leidensweg begegnet. Ich sehe die Familien, die sich nach Aylans Tod auf den Weg gemacht haben. Väter und Mütter, auf deren Handys Aylans Bild ganz bestimmt ganz schnell gelandet ist – und es hat sie nicht von ihrer Flucht abgehalten. Wie groß muss die Verzweiflung wohl sein, wenn Eltern sich keinen anderen Rat wissen, als sich selbst und ihre Kinder solchen Gefahren auszusetzen?

Nur ganz wenige von uns, die Allerältesten, kennen solche Wege noch aus der Zeit des Kriegsendes aus eigener Erfahrung. Ansonsten sind unsere Leidenswege andere. Das mag das Leben mit der Krankheit sein nach der Diagnose, die uns erschreckt und unsere Lieben auch. Das Leben in Einsamkeit, die dem Leben den Sinn zu rauben droht. Das Leben mit dem Druck und der Überforderung an den Arbeitsplätzen. Mit dem Hass, dem Misstrauen, dem Schubladendenken, das Beziehungen zerstört und Gewalt schürt. Der tägliche Gang in die Schule, wenn Klassenkameraden warten, die sich einen Spaß daraus machen, immer die Gleichen zu hänseln und zu demütigen.

Was immer der Weg ist, an den Sie nun denken – ich denke nicht, dass Sie ihn gerne gehen.

Von Jesus hat das der Chor gerade gesungen: „Er will ihn gerne gehen.“ Und weil

ich glaube, dass hinter den Worten mehr steckt als eine Frömmigkeit, die nicht die meine ist, will ich das gerne verstehen. Wie kann einer, und sei es Jesus, einen Weg gerne gehen, der ihm Schmach und Hohn und den herben Kreuzestod einbringt?

Als Predigttext für den heutigen Sonntag ist uns ein Abschnitt aus dem Brief an die Hebräer aufgegeben. Und ich denke, er kann uns helfen bei dem Versuch, zu verstehen. Ich lese aus dem vierten Kapitel:

Weil wir denn einen großen Hohenpriester haben, Jesus, den Sohn Gottes, der die Himmel durchschritten hat, so lasst uns festhalten an dem Bekenntnis. Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, doch ohne Sünde. Darum lasst uns hinzutreten mit Zuversicht zu dem Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden zu der Zeit, wenn wir Hilfe nötig haben.

Liebe Gemeinde,

dichte, gedrängte Zeilen sind das, voller theologisch aufgeladener Begriffe. Als erstes ist auch da von einem Weg die Rede. Wenn auch von einem ganz anderem als dem der Passionszeit: da erscheint von Jesus als der großen Hohenpriester, der die Himmel durchschritten hat.

Beim zweiten Hinsehen ist mein Blick hängen geblieben an der Vorstellung von Jesus als dem, der mitleiden kann. Das griechische Verb, dass sich da im Originaltext, kann man vielleicht am besten so wiedergeben: eine tiefe Sympathie empfinden.

Da durchschreitet einer den Himmel und tritt vor Gottes Thron, der eine tiefe Sympathie für uns in sich trägt. Und eine tiefe Leidenschaft für das Leben. Das ist, was uns das Neue Testament erzählt. Von Jesu leidenschaftlichem Eintreten für die, die sonst keinen Fürsprecher hatten, für all die Außenseiter und an den Rand gedrängten, für die schwarzen Schafe der Gesellschaft. Weil er sie um das Leben gebracht sah, das zu verkünden doch sein Lebensinhalt sah. Ein Leben im Bewusstsein der eigenen Würde und der Liebe Gottes, ein Leben, das getragen war vom Vertrauen auf dessen Treue.

Zeit seines Lebens war das der Kampf, den Jesus kämpfte. Bis zum bitteren Ende. Und deswegen kann ich glauben, dass er seinen Weg gerne ging. Nicht, weil er gerne leiden wollte. Sein Weg ist ihm nicht leicht gefallen. „Vater, wenn du willst, so lass diesen Kelch an mir vorübergehen. Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Da hat der Sohn eingewilligt in einen Weg, den er sich nicht ausgesucht hat. Die Botschaft vom liebenden Vater, auf den man vertrauen, dem man sich anvertrauen kann, die hätte keinen Boten vertragen, der das nicht selbst auch getan hätte. So hat sich der Sohn dem Vater anvertraut – und darauf, dass, was kommen würde, aller Welt vor Augen stellen würde: stärker als der Tod und jedes Leid ist die Liebe Gottes, die Leben schenkt.

Um Wege geht es heute – die Wege im Leid; Jesus, wie er den Himmel

durchschreitet. Seine Worte im Garten Gethsemane verweisen nochmal auf einen anderen Weg – den in die Einsamkeit, ins Gebet. Immer wieder erzählen die Evangelium davon, wie Jesus sich zurückgezogen hat. Weg von den Menschenmassen, weg selbst von seinen engsten Freunden, um alleine zu sein mit seinem Vater. Blut und Wasser hat er geschwitzt, nachdem Judas ihn verraten hatte. Bei all der Leidenschaft, die er in sich getragen hat – auch Jesus kannte die Versuchung. Davon hat vorhin die Lesung gehandelt – und wäre es nach Jesus gegangen, er hätte sich das Kreuz nicht ausgesucht.

In sich hatte er die Kraft nicht, um Stand zu halten, er fand Zuflucht im Gebet. Nur so war es ihm möglich, nicht wegzulaufen, sondern treu zu bleiben. Sich selbst, seinem Vater, seinen Überzeugungen.

Der Weg ins Gebet – auf den werden heute auch wir gewiesen. Der Sonntag Invokavit hat seinen Namen nach dem ersten Wort der Antiphon für den Wochenpsalm. „Invokavit – er ruft mich an. Darum will ich ihn erhören“

Vielleicht hätte Jesus weglaufen können. Wir können das nicht. Nicht vor der Krankheit, nicht vor der Einsamkeit, und nicht vor den Herausforderungen, vor die wir in unserer Gesellschaft gestellt sind. Wir können und wollen unsere Grenzen nicht schließen, in dem wir Waffen auf die richten, die vor dem Krieg in ihrer Heimat bis hierher geflohen sind.

Unsere Versuchung ist eine andere. Wir können die Hoffnung fahren lassen, uns ergeben in die resignierte Einsicht, dass wir es doch nicht schaffen. Das mag für den Einzelnen heißen, sich einer Krankheit zu ergeben, sich einzufügen in die Rolle als Außenseiter oder schwarzes Schaf, sich einzurichten in der Vereinzelung. Gesellschaftlich ist gerade wohl die Versuchung die verlockendste – und bedrohlichste die – sich einzuigeln angesichts der Aufgaben, vor die wir durch 100.000e, fast eine Million Neuankömmlinge gestellt sind. Hat nicht die Silvesternacht bewiesen, dass das nicht gelingen wird mit der Integration? Die Frage mag auch manchen Wohlmeinenden umtreiben und lähmen.

Der Versuchung zu erliegen, die Hoffnung aufzugeben - das würde vieles leichter machen. Man müsste nicht mehr kämpfen, man wäre vor neuen Enttäuschungen gefeit. Aber wir verlören das Leben, zum dem Gott uns berufen hat. „Ich bin gekommen, damit ihr das Leben habt und es in Fülle habt.“ Diese Verheißung Jesu gilt ja nicht nur den Reichen und Schönen – die gilt uns allen, und gerade auch dann, wenn Schatten dieses Leben in seiner Fülle in Frage stellen. Und ich glaube, sie gilt auch denen, die nach einer langen Flucht mehr nicht mehr haben als das, was sie tragen konnten, denen wir mehr als sieben oder acht m² Dach über dem Kopf nicht bieten können.

Wenn jetzt nachher gleich der Sopran erklingt, dann singt der zunächst noch quasi „im Kopf“ - das ist im Rezitativ ein Nachdenken, ein Verstehen wollen – aber dann geht es dann ab der Arie anders weiter: ab da ist Christoph Graupners Kantate ein gesungenes Gebet. Und Bass und Chor stimmen ein - und wir sind eingeladen,

es ihnen gleich zu tun. Die Frage nach dem „Warum“, die findet in den Tälern des Lebens oft keine Antwort, und wenn doch, dann ist das Wichtige oft ist nicht die Erklärung – sondern das Vertrauen, dass Gott da ist in diesen Tälern, und dass seine heilvolle Gegenwart auch dort erfülltes, würdevolles Leben ermöglicht. Das Wichtige ist das Vertrauen, dass er mit uns ist und das Tal mit uns durchschreitet – mit all seiner Leidenschaft für das Leben.

Und der Ort, an dem dieses Vertrauen erwachsen kann, ist das Gebet. „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Diese Worte Jesu aus dem Garten Gethsemane sind für mich nicht Ausdruck einer ohnmächtigen Schicksalsergebenheit, sondern eines erneuerten und gefestigten Vertrauens des Sohnes in den Vater.

Und ich glaube, in diesem Vertrauen ist Jesus seinen Weg zu Ende gegangen. Weil er ans Leben glaubte und daran, dass der Vater seine Botschaft, sein Sterben und seine Auferstehung den Menschen, uns, zum Leben würde reichen lassen.

So sind auch wir eingeladen ins Gebet. Zu Worten der Klage, aber auch zum Schweigen und zum Hören. Zum Bedenken der Liebe Gottes, wie Jesu Weg sie uns zeigt.

Auf dass unser Vertrauen größer werde als unsere Angst. Auf dass neue Zuversicht jede Lähmung überwinde. Auf dass uns die Hoffnung sicher trage, dass Gott in und durch Täler hindurch begleite – und auf dass auch die Hoffnung in uns neu an Kraft gewinne, die uns Not tut, um die Aufgaben anzugehen, vor die wir miteinander gestellt sind. Amen